



# Das Waldviertel

9. Jahrg.

15. Oktober 1936

folge 7

## An unsere geschätzten Leser!

Bei der Schriftleitung unserer Zeitschrift hat sich eine Fülle heimatkundlicher Aufsätze angesammelt, die der Veröffentlichung harren und stets langen noch mehr Arbeiten ein, als die Zeitschrift bringen kann. Es fällt uns schwer, die vielen guten Aufsätze liegen und unsere selbstlosen Mitarbeiter warten lassen zu müssen und wir bedauern es, daß soviel heimatlischer Stoff unseren Lesern vorenthalten werden muß. Der Herausgeber und der Schriftleiter teilen sich in dem Wunsche, die Zeitschrift derart zu erweitern, daß sie von 1937 an in der gleichen Stärke nicht mehr achtmal, sondern zwölfmal im Jahre erscheinen und daß jeden Monatsersten eine Folge herauskommen soll. (Preis S 5.— pro Jahr. Anmerk. d. Verwaltung). Dadurch wäre den Lesern und Mitarbeitern in gleichem Maße gedient, es könnte unsere Heimat noch viel mehr in ihrer reichen Geschichte und landschaftlichen Schönheit den Lesern nahe gebracht und es könnten neue Stoffgebiete gepflegt werden. Die Schriftleitung lädt die geehrten Leser ein, ihre Stellungnahme zu der geplanten Erweiterung der Zeitschrift gefällig mitteilen zu wollen.

Der Schriftleiter.

## Eine Wachauer Gräberwanderung.

Don Rudolf Gnefow-Blume.

Blütenzauber oder Weinlese sind Vorstellungen, mit denen die Erinnerung an die Wachau für die meisten Menschen untrennbar verknüpft ist. Und doch bietet dieser, wenn man so sagen darf, „österreichischeste“ Landschaftsteil, dieses Herzstück der alten Ostmark, auch zu anderen Jahreszeiten als im Frühjahr oder Frühherbst dem Besucher immer wieder neue Schönheiten. Ganz zu schweigen vom Sommer, in dem ja die Zahl der Wanderer immerhin noch beträchtlich ist, auch in der Zeit von Ende Oktober bis Ostern, in der es in ihr gar still und beschaulich zugeht, in der nicht Wagen mit den Kennzeichen aller Nationen durch die schmalen, altertümlichen Ortsgassen sausen, in der nicht hundertmal im Tag im Dürnsteiner Stiftshof in den Sprachen aller Kulturnationen die Worte „wundervoll, wonderful, merveilleux, splendido“ ertönen.

In so eine ungefannte Wachauer Stimmung wollen wir uns nun versenken. Wir machen einen weitausgedehnten Gräberbesuch, einen Gräberbesuch über 40 km längs des Donaustromes zwischen Melf und Krems am Allerseelentag. Leichte Nebelschwaden, die im kalten Sonnenlicht mystisch erglänzen, liegen über dem ruhig dahinrauschenden, um diese Zeit kristallklaren Strom. Dicht erstrecken sich die Wälder zwischen Melf und Schwallenbach bis an seine Ufer, dunkelgrüne Nadelbäume mit tausend und abertausend eingesprengten, buntfärbigen Punkten, den verfarbten Laubbäumen. Zwischen Spitz und Krems hat die Landschaft einen anderen Charakter, in dem weiteren Tal hat die Sonne mehr Ausbreitungsmöglichkeit, die Wälder sind auf die Höhen zurückgezogen und die Talsohle beherrschen die ihrer Früchte beraubten Rebenstöcke und Obstbäume, deren Blätter in Hunderten von Farbnuancen erglühen. Allerseelenleuchten der Natur.

Mächtig, kühn geschwungen, sich dem ragenden Fels, auf dem es steht, wie mit ihm eins geworden, anpassend, strebt der wundervolle Prandtauer'sche Barockbau des Stiftes Melf gegen den stahlblauen Novemberhimmel. In dieser Babenbergerstiftung, von der die Kultivierung unserer Heimat gewissermaßen ihren Ausgang nahm, ruhen elf Mitglieder des erlauchten Hauses. In einer Vorhalle der Stiftskirche befindet sich ein Marmorgrabmal von 1735, auf dessen Sarkophag eine Nachbildung des berühmten Melferkreuzes zu sehen ist, jenes Hauptwerkes der Goldschmiedekunst aus der Zeit Rudolfs IV. des Stifters. Das Grabmal ist fünf Babenbergermarkgrafen, nämlich Leopold I., Heinrich I., Adalbert, Ernst und Leopold II. sowie vier Markgräfinnen und zwei weiteren Angehörigen der Familie gewidmet, die in Melf lebten und residierten. Mit Leopolds II. Sohn, Leopold III. dem Heiligen, erfolgte dann ungefähr um 1105 die Übersiedlung der Babenberger nach dem heutigen Leopoldsberg.

Im rechten Querschiff der prunkvollen und doch nicht überladenen Stiftskirche ruhen in einem Barockaltar, der 1730 bis 1735 von Beduzzi geschaffen wurde, die Gebeine des heil. Koloman. Dieser irische Prinzensohn wollte als Pilger nach dem Morgenland ziehen und wurde 1012 zu Stocerau als vermeintlicher Spion von der erregten Menge gemordet. Da sich an seinem Grab Wunder ereigneten, wurde der unverfärbte Leichnam auf Veranlassung des schon erwähnten Markgrafen Heinrich I. nach Melf gebracht und 1014 in der Stiftskirche beigesetzt. Die prächtigen Plastiken, die den Heiligen knieend im Pilgergewand, dann den heil. Florian und Donatus zeigen, stammen von Peter Widrin.

Gedenken möchte ich auch noch des in der Stiftsgruft beigesetzten Abtes Alexander Karl, der 1875 zur Regierung kam und 1909, fast 85-jährig, das Zeitliche segnete. Die älteren meiner Leser werden sich noch seiner blendenden Reden im Herrenhaus des österreichischen Reichstages und im niederösterreichischen Landtag erinnern; Österreichs Weinbau hat diesem vielseitigen Mann anlässlich des Einbruches der Reblauskatastrophe zum Teil seine Rettung zu verdanken.

Die zu Füßen des Stiftes gelegene Pfarrkirche weist u. a. ein Raffael Donner zugeschriebenes Werk auf, eine Bleiplatte, die zu dem Grab eines Karl Paul Müller gehörte. Auf ihr ist in Relief die Auferstehung Christi aus dem Grabe meisterhaft dargestellt. Entstehungszeit zirka 1720.

Auf einer Landschaftsterrasse über der Donau steht die dem heil. Nikolaus geweihte, große, gotische Kirche des Marktes Emmersdorf, die vielleicht einst auch Verteidigungszwecken gedient hat. Hier sind 18 Grabsteine aus dem Mittelalter und der neueren Zeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, darunter einer von 1458 für Chadolt von Starhemberg, dessen Geschlecht ja heute noch die in der Wachau gelegene Herrschaft Dürnstein gehört, und dann ein Kindergrabstein von zirka 1760, der, arg zerstört, doch immer noch seinen künstlerischen Wert verrät. Er zeigt eine

auf Totenköpfen ruhende Pyramide, die von weinenden Genien umgeben ist, welche den hier ruhenden drei Kindern des Pflegers Zeilner nachtrauern.

Kirche und Pfarrhof von Aggsbach Markt bilden einen prächtigen Schmuck des in diesem Stromteil so walddreichen Donautales. Auf dem die Kirche umgebenden Friedhof sind die Zeugen eines einst bedeutsamen Kunsthandwerkes in Form von reichen, schmiedeeisernen Grabkreuzen aus der Zeit von zirka 1700 zu sehen, die einen für uns beschämenden Kontrast zu den schablonenmäßig angefertigten, gußeisernen bilden, welche, in den letzten 80 Jahren erzeugt, in unendlicher Menge unsere Friedhöfe verunzieren und von dem traurigen Verfall der Grabkunst in diesem Zeitabschnitt Zeugnis geben.



Emmersdorf, Grabmal der Kinder des Pflegers Zeilner. \*)

Die Pfarrkirche von Aggsbach Dorf, das gegenüber Aggsbach Markt am rechten Donauufer gelegen ist, steht in einem stillen Seitental. Sie war die Kirche der ehemaligen Kartause Aggsbach. In ihr sind noch drei Grabsteine des mächtigen Geschlechtes der Maissauer, welche die Kartause stifteten, darunter auch der Stein des letzten dieses Namens, Ottos von Maissau, der 1440 verschied und oberster Marschall und oberster Schenk in Österreich gewesen ist.

Das kleine Kirchlein von St. Johann mit seinem prächtigen Brunnenhaus auf dem Friedhof beherbergte ein legendenumspunnenes Grab, das des heil. Albinus oder Adelwinus, welches aber 1862 abgebrochen wurde.

Von kriegerischen Ereignissen gibt ein Grabstein an der gotischen Kirche zu Schwallenbach Kenntnis. Wir finden hier eine wappengezierte, graue Kalksteinplatte, auf welcher zu lesen ist, daß unter ihr der Ratsbürger Georg Bogner von Spitz und seine Gattin den ewigen Schlaf schlummern, von denen ersterer „in der Flucht der böhmisch-, ungarisch-österreichischen Unruhen“ am 3. April 1620 am Aggstein gestorben ist. Eine Erinnerung an die Zeit des 30-jährigen Krieges.

Im Mittelpunkt der Wachau liegt der Markt Spitz. Seine Kirche umgab einst eine Begräbnisstätte, die zahlreiche, künstlerisch wertvolle Monumente aufzuweisen

hatte. Ein Beispiel böhmisch-höfischer Gotik ist der Grabstein des 1486 gestorbenen Michael Ern, auf welchem ein sogenannter wilder Mann ein Wappen hält, das einen Anker und zwei sechsstrahlige Sterne aufweist und damit wohl andeutet, daß Ern einer der zahlreichen Schiffsmeister war, die an der Donau ihr Handwerk betrieben. Eine ganz andere Epoche der Gotik repräsentiert ein mächtiger Priestergrabstein. Er ist von 1523 datiert, enthält aber in der langen Inschrift keinen Namen. Er zeigt einen Geistlichen in faltenreichem Gewande, ein Meßbuch in der Hand haltend, zu seinen Füßen ruht ein kleines Hündchen. Alles naturalistisch dargestellt. Es handelt sich um den Grabstein des Pfarrers Wolfgang Kernstock, der den Pfarrhof zu Spitz erbaute.

Hinter dem Tausendeimerberg, sogenannt, weil auf ihm 1000 Eimer Wein wachsen, mit prächtigem Blick auf die Berglandschaft des Waldviertels, liegt der Spitzer Friedhof mit seinem an die Wirren der Reformationszeit erinnernden Pastorentum. Hier gibt es wieder sowie in Aggsbach Markt, einige gute, alte, schmiedeeiserne Grabkreuze und — ein erfreuliches Zeichen modernen Kunstempfindens — solche aus den letzten Jahren.

Zwölf Grabsteine von 1570 bis 1795 sind in und an der alten Salzburger Gründung, der Kirche zu Hof-Arnsdorf, zu sehen.

Eine der ältesten Pfarren der Wachau und wohl ihre größte war die zu St. Michael, dessen mächtige, gotische Wehrkirche mit dem rundzinnengeschmückten Turm heute noch eh wie je der Friedhof umgibt. Hart am Donauufer gelegen, bietet die Anlage ein Bild, in dem sich Kunst und Landschaft zu einer wundervollen Symphonie vereinigen. Diese wird jedem, der den Friedhof im Glanze der Hunderte von Lichtern sah, welche am Allerseelenabend die mit weißsternig blühenden Asten geschmückten Gräber erleuchteten, für immer unvergeßlich bleiben. Aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt hier ein Grabstein für Christoph Züpf, der, wie es in der Inschrift heißt, mit aller seiner Freundschaft, also seinen Verwandten, begraben ist. Er stellt in Stein einen betenden Stifter unter einem Kreuzifix vor einem farbigen Hintergrund dar. In dem am Friedhof stehenden Karner (Beinhaus), der einige Mumien birgt, sind auch zwei Holzsärge aufbewahrt, deren Boden zu öffnen ist. Sie stammen aus der Zeit Kaiser Josefs II., in welcher über Regierungsanordnung wegen Holz-mangel die Leichname zwar in Särgen zu Grabe gebracht, dann aber durch Öffnen des Bodens ohne den Sarg in die Erde versenkt wurden. Ein interessantes kulturgeschichtliches Denkmal.

Eine Wehrkirche weist auch der Markt Weissenkirchen auf. In ihr ruht in einer Gruft vor dem Kreuzaltar die mumifizierte Leiche einer 1613 verstorbenen Gräfin von Hartech.

Auf dem modernen Friedhof befindet sich eine künstlerisch unbedeutende, aber reiche Gruft aus den letzten Jahren, in der ein in Weissenkirchen auf der Wanderschaft verstorbenen Zigeunerkönig begraben wurde. Alljährlich, am Todestag und zu Allerseelen, kommen seine im Lande umherziehenden Stammesangehörigen zu dieser Ruhestätte, über welche sie als Opfergabe Wein vergießen. Wie wenig wissen wir doch eigentlich von diesen unter uns lebenden Nomaden.

Wie eine jubelnde Dankeshymne für den glücklich vollendeten, barocken Kloster- und Kirchenbau ragt der figural aufgelöste Dürnsteiner Kirchturm gegen Himmel. Wunderbarer Kontrast zu der am Berge thronenden, in aller Zerstörung heute noch mächtigen Burgruine. Mit wertvollen Fresken geziert sind Unterkirche und Gruft, in welcher in waagrechten Mauerstäben, die mit einfachen Steinplatten verschlossen sind, Äbte und Mitglieder des aufgelassenen Augustinerchorherrnstiftes ruhen. Unter ihnen jener Mann, der in den Jahren 1710 bis 1740 all die baulichen Wunderwerke erstehen ließ, welche Dürnsteins Bedeutung in der österreichischen Barockkunst begründeten. Es ist dies Probst Hieronymus Uebelbacher,

auf dessen Grabplatte kurz seine Lebensdaten und seine Bautätigkeit angeführt sind. Hier ist auch der lange Jahre als Stube für einen Keller dienende, von 1405 stammende Grabstein zu sehen, auf welchem Stefan von Haslach abgebildet ist, der mit zu den Gründern des Chorherrnstiftes gehört.



Spitz, Grabmal des Pfarrers Wolfgang Kernstock. \*)

Don den Ruinen der Kunigundenkirche, der zinnenbewehrten Stadtmauer und dem Stadttor eingefast, liegt der kleine Dürnsteiner Friedhof, der einen gotischen Karner umschließt, welcher heute in eine Kriegergedächtniskapelle umgewandelt ist. Auf dem Gottesacker schlummern u. a. der bekannte Historiker, Chorherr Wilhelm Bielski, 1866 gestorben als Pfarrer zu Dürnstein, der bedeutende Maler und Bildhauer Prof. Emil Strecker, der Schöpfer so vieler Wachauerbilder, der 1924 im Patriarchenalter verschied. Interessante Grabwerke sind ein Gresto an der Karner-

außenwand von zirka 1520, darstellend die hier beerdigte Anna Lindin und die Familiengruft Thiery, auf der Bildhauer Horak 1928 in Reliefform die zwei Dürer-tafeln wiedergab, welche der große Meister ein Jahr vor seinem Tode schuf. Sie zeigen Johannes und Paulus, Petrus und Markus und gelten als Dürers reifstes Werk. In der Geschlossenheit seiner Anlage, in seinem malerischen Reiz, steht der Dörensteiner Friedhof dem schon geschilderten von St. Michael um nichts nach.

Von oberitalienischer Renaissance beeinflusst ist der Grabstein Hans Sallhls, gestorben 1521, an der Pfarrkirche zu Unter-Loiben. Auf die Donau als Verkehrsstraße weist sowohl dieser Grabstein, als ein zweiter in Unter-Loiben hin, denn Sallhl stammte aus Wasserburg a. Inn; unter dem zweiten liegt ein Passauer Bürger.

Zahlreiche bedeutende Grabmale sind an der Steiner Pfarrkirche zu sehen. Kunstgeschichtlich von besonderer Bedeutung ist das für Urban Schlund von zirka 1496. Es mengt gotische und Renaissance-motive und überliefert — ein Zeichen der erwachenden Künstlerpersönlichkeit im Zeitalter der Renaissance — den Namen des verfertigenen Bildhauers: Johannes Wezmer. Wieder unter italienischem Einfluß steht der Grabstein des Hans Pleysteiner von 1520. Von 1743 stammt eine Grabinschrift für Johann Miller und seine Frau, eine geborene Glockner. In Anspielung auf den Namen Miller heißt es dort: „Gleich wie das Mill-Rad wird vom Wasser stets getrieben, so auch der Mensch vom Tod wird täglich aufgerieben“ und dann, unter Bezugnahme auf den Namen Glockner: „Gleich wie der Glockenflang verschwindt, also ein jedes Adamskind.“

Auf dem Steiner Stadtfriedhof ist der große Barockmaler des Donautales, Martin Johann Schmidt, genannt der Kremser-Schmidt, beerdigt. Sein mehrfach verändertes Grab zeigt heute unter einem, in einer Mauernische stehenden, einfachen, empiremotive aufweisenden Kreuzifix eine schlichte Tafel mit den Worten: „Martin Johann Schmidt 1801 gewidmet von Kunstfreunden 1850.“

Die Kirche zu Mautern beherbergt das Grab seines Vaters, des Bildhauers Johann Schmidt, der 1761 starb. Man sieht auf einer ovalen Kehlheimerplatte den alten Schmidt, wie er eine, auf einem Sockel stehende Venusstatue abzeichnet. Eine gereimte Inschrift beginnt mit den Worten: „Hier liegt in einem süßen Fried ein Mann der Stein und Holz das Leben durch seine Künstlerhand gegeben hier liegt im Grab Herr Johann Schmidt.“

Unter einer schlichten Tafel ruht in der Pfarrkirche zu Krems der bedeutende Barockbaumeister Cyprian Biasino, der u. a. die Kremser Pfarrkirche, das wichtigste frühbarocke Bauwerk Niederösterreichs, schuf. Er starb 1636. In der ehemaligen Dominikanerkirche befindet sich, heute unauffindbar, das Grab des letzten Sponheimers, also des letzten Herzogs von Kärnten, den Przemysl Ottokar nach Krems verbannte und der hier 1279 starb. Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß im Turm der Piaristenkirche ein hebräischer Grabstein eingemauert ist, und zwar für den zirka 1420 gestorbenen Rabbi Nchemia.

Ein im romanischen Stil gehaltener Zentralbau auf dem Friedhof in Krems, 1908 von Prof. Bamberger geschaffen, umschließt die letzte Ruhestätte des bedeutenden Historikers, Propstes und Stadtpfarrers, Gründers des Kremser Museums, des 1909 verschiedenen Priesters Anton Kerschbaumer. Auf einem gemalten Fenster ist er knieend vor einer Stadtansicht von Krems zu sehen. Der Volksdichter Schulrat Prof. Wichner, gestorben 1923, ruht auch auf dem neuen Kremser Friedhof, auf welchem zahlreiche Plastiken und freskengeschmückte Grabsteine sowie neue schmiedeeiserne Kreuze zeigen, daß erfreulicherweise wieder ein künstlerisch bedeutender Zug in die Grabkunst unserer Tage gekommen ist. Ein solcher freskengeschmückter Stein steht über der Beerdigungsstätte des 1926 viel zu früh verstorbenen Malers Josef Hauptmann, Obmann des Wachauer Künstlerbundes.

Ein Stift bewacht den Eingang zur Wachau, ein zweites den Ausgang aus diesem Donautal. Es ist dies Österreichs Gralsburg, das Kloster Göttweig, ebenso wie Melk einst ein bedeutendes Kolonisationszentrum. Auch hier ist ein Heiliger begraben, sein Gründer Bischof Altmann von Passau. Seine Gebeine liegen in einem Silberschrein. In der Krypta ist auf einem leeren Sarkophag ein mächtiger, polychromierter Grabstein von 1540, der sein Porträt in ganzer Figur zeigt. Zahlreiche Äbte-Grabsteine befinden sich in der Kirche und in deren Vorhalle, darunter solche von hervorragender Bedeutung, wie der für Bartholomäus Schönleben, den der Wiener Bildhauer Konrad Ostrer noch zu des Abtes Lebenszeiten 1537 anfertigte. Göttweigs großer Barockbauabt Gottfried von Bessel, ein Staatsmann, Sammler und Historiker, gestorben 1749, ruht in einer Seitenkapelle der Stiftskirche. Auf dem idyllischen Waldfriedhof schlummern zwei bedeutende Äbte der letzten Zeit, der Urgeschichtsforscher Adalbert Dungl, gestorben 1923 und der Historiker Adalbert Fuchs, gestorben 1930.

Die Nacht hat sich über das Donautal gesenkt und verbirgt in ihrem Dunkel gleichmäßig die Gräber all der Tausend, die hier im Laufe der Jahrhunderte starben, gleich, ob sie berühmt oder unbekannt, ob sie unter einfachem Rasen oder in prächtigen Grüften der Auferstehung entgegenharren. Was aber historisch oder kunstgeschichtlich über die letzten irdischen Ruhestätten in der Wachau zu sagen war, haben wir jetzt, so weit es der Raum zuließ, durchbesprochen und uns damit neue Kenntnis unserer Heimat erarbeitet.

\*) Klischee aus der „Österr. Kunsttopographie“, Bd. I, mit freundl. Erlaubnis der Zentralstelle für Denkmalpflege im Bundesministerium für Unterricht.

## Das „Rote Kreuz“ in Groß-Pertholz.

Don Josef Koppensteiner, Groß-Pertholz.

Wer auf der Straße von Groß-Pertholz nach Rindlberg wandert, den grüßt etwa 300 m außerhalb des erstgenannten Ortes von einer kleinen Anhöhe ein Kreuz. In der Bevölkerung ist es allgemein unter dem Namen „Rotes Kreuz“ bekannt. Es ist aus roh behauenen Baumstämmen zusammengefügt und rot angestrichen. Mit großen, schmiedeeisernen Nägeln ist ein blecherner, bemalter Korpus daran befestigt.

Über den Grund der Errichtung gehen die Meinungen im Volk weit auseinander. So wird von einer Seite berichtet, daß vor vielen Jahren der damalige Gutsherr von Karlstift nach Groß-Pertholz gefahren sei. Auf einmal konnte er nicht mehr weiterfahren. Es war, als hätte ihm jemand die Wagenräder abgesperrt. Der Kutscher untersuchte genau den Wagen, konnte aber die Ursache des Hemmnisses nicht ausfindig machen. Und dennoch konnten die Pferde den Wagen nicht von der Stelle bringen. Da versprach der Gutsherr, an diesem Ort ein Kreuz errichten zu wollen, wenn er glücklich nach Hause komme. Darauf konnte er ohne jeden Anstand wegfahren. Er hielt sein Gelöbnis und stellte eben dieses „Rote Kreuz“ auf.

Andere Leute wissen zu erzählen, daß zwei Fleischhauer in ein und dasselbe Mädchen verliebt und sich deshalb feindlich gesinnt waren. Da keiner von beiden auf das Mädchen verzichten wollte, entschlossen sie sich zu einem Zweikampf. Der eine stellte sich auf den Platz, wo jetzt das „Rote Kreuz“ steht, der andere jedoch auf den „Bauernberg“, der sich ungefähr 1 km hievon in östlicher Richtung erhebt. Aus dieser, für die damaligen Schutzverhältnisse gewiß ungefährlichen Entfernung schossen sie aufeinander mit Pistolen. Hierbei fanden beide den Tod. Zum Gedächtnis an diese Tat wurde einerseits das „Rote Kreuz“, andererseits das heute noch bestehende „Bauernmarterl“ errichtet.

Manche vermuten an diesem Ort auch eine uralte Thing- oder Richtstätte, und zwar deswegen, weil das Kreuz als „Rotes“ Kreuz bezeichnet wird. Sie leiten das Wort „rot“ von dem Ausdruck: „roaten, raiten“ = abrechnen, richten her.

Es wird auch von alten Leuten berichtet, daß in der Mulde zwischen dem „Roten Kreuz“ und der Straße Franzosen oder Schweden begraben worden seien. Man habe auch die Schädel der dort beerdigten Soldaten durch lange Zeit sehen können.

Wir sehen, wie eifrig sich die Volkspantasie mit diesem Kreuzzeichen befaßt hat und Sagen mit verschiedenartigen Blüten es überwucherten. Und doch sind all diese Erklärungsversuche abwegig! Den wahren Sachverhalt hat Herr Konrad Duntler, Verwalter i. R. im Schloßarchiv von Groß-Pertholz gefunden. Nach dortigen Aufzeichnungen hat der damalige Amtsrichter Martin Battinger am 9. Dezember 1741 auf seinem Felde neben der Straße nach Brennerhof ein Wetterkreuz wegen der gefährlichen, starken Gewitter errichtet.

Nach diesen Angaben kann es sich nur eindeutig um das oben besprochene Kreuz handeln, das wegen seiner Farbe eben den Namen „Rotes Kreuz“ erhielt.

## Zur 550 Jahrfeier der Stadt Litschau.

Don Schultat Josef Rohrbach.

Am 15. und 16. August d. J. beging Litschau, die nördlichste Stadt Österreichs, die 550 Jahrfeier. Im Jahre 1386 zum erstenmal urkundlich als Stadt angeführt, frühzeitig mit Wall und Graben umgeben, teilt die bürgerliche Siedlung das Schicksal der Burg Litschau als Mittelpunkt eines vielumstrittenen Grenzgebietes. Von den Böhmen unter König Johann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verheert, unter steten Grenzfehden schwer leidend, von den Hussiten heimgesucht, 1477 von den Böhmen abermals verwüstet, muß die Grenzlandschaft alle Leiden des 30-jährigen Krieges über sich ergehen lassen, doch vermögen Burg und Stadt 1645 den Schweden erfolgreich zu widerstehen. Und die Chronik erzählt von schwerster Notzeit nach dem großen Kriege, von Mißernten und Hungersnot, von Erdbeben, ungeheuern Feuersbrünsten, von Truppendurchzügen, drückenden Quartierleistungen, unerschwinglichen Militärlieferungen, vom schwarzen Tod und von großer Unsicherheit auf dem Lande durch entlassene Söldner und fahnenflüchtige Soldaten, die in den umliegenden Wäldern gute Schlupfwinkel fanden.

Doch auch Erfreuliches weiß der Stadtchronist zu berichten. Als in deutschen Landen der Minnesang erscholl, da zog von Litschau ein gottbegnadeter Sänger „Der Litschauer“ in die Welt und sang seine Lieder und Sprüche. In der Heidelberger Handschrift, die im 14. Jahrhundert von Johann Hadlaub für den Züricher Ratsherrn Manesse angelegt wurde, ist er für immer festgehalten.

Im Jahre 1398 herrschte „Freude und Festgepräge“ in Stadt und Burg Litschau. König Wenzel von Böhmen, damals auch deutscher König, war gekommen, um die österreichischen Herzöge Wilhelm I. und Albrecht IV. mit den ihnen nach dem Tode Albrechts III. zukommenden Ländern und Herrschaften zu belehnen. Damals mag der weidgerechte König im ausgedehnten herrschaftlichen Tiergarten mit seinem reichen Bestand an Hoch- und Schwarzwild viel Weidmannsheil erfahren haben. Und war das Jagen vorbei, dann mag auf der Burg bis tief in die Nacht die österreichischen und böhmischen Herren ein frohes Zechen vereinigt haben, denn der König war ein trinkfester Herr und sagte von sich selbst, daß ihm beigebrachtes Gift die Leber entzündet habe, so daß er unauslöschlichen Durst leide.

Mit dem Kommen friedlicher Zeiten meldet der Chronist das Aufblühen von Handel und Gewerbe und wie auch in der Waldstadt das Zunftwesen seine Blütezeit erlebte.



Die Herrscher aus dem Hause Habsburg zeigten sich allzeit der Stadt, deren Bedeutung als Grenzfestung und Stützpunkt ihrer Macht sie erkannten, wohl geneigt und verliehen ihr manch wertvolles Privilegium.

Wir erfahren weiter aus der Chronik, wie schwere Notzeit im 19. Jahrhundert, als durch den Wettbewerb des mechanischen Webstuhls die von altersher im Waldland heimische Handweberei vernichtet wurde, dadurch überwunden wurde, daß über Anregung des Bürgerschuldirektors Anton Frühwirth Wiener Fabrikanten Litschau zum Sitz einer lebhaften Strickwarenerzeugung machten.

Und wie einst der ritterliche Minnesänger „Der Litschauer“ aus der Waldheimat in die Fremde zog und auf einsamen Burgen und prächtigen Fürstenhöfen Freude verbreitete, so brachten im 19. Jahrhundert die aus Litschau stammenden Brüder „Schrammel“ Tausenden von Menschen hohe Lust. Ihre Weisen erklangen in der lebensfrohen Kaiserstadt an der Donau und unbestritten sind ihre Verdienste um die Hebung und Veredlung der Wiener Volkskunst.

In dem Maße, als der Wohlstand der Bürger sich hob, die Bevölkerung zunahm, die alte Siedlung über die Stadtmauer hinauswuchs, erwachte das Bestreben, die Stadt zu verschönern und sie mit den Errungenschaften der Gegenwart auszustatten. So entstanden ringsum an den Ufern der Teiche herrliche Parkanlagen und Freudentage im besten Sinne des Wortes waren es, als die Stadt eine moderne Wasserleitung erhielt, als sie durch die Waldviertelbahn mit dem großen Eisenbahnnetz der alten Monarchie verbunden ward, als die Bürgerschule entstand und in ihren Mauern das elektrische Licht aufflammte.

So ist die Stadt aus einer kampfumtobten, blutgetränkten Grenzfestung — durch Not und Tod hindurch — zu einem modernen Gemeinwesen geworden. Daß sie dies werden konnte, verdankt sie der tiefen Heimatliebe und der Tatkraft ihrer Bürger, die in schwerster Zeit nicht verzagten und in harten Kämpfen unentwegt dem österreichischen Vaterlande sowie der Sprache und Sitte ihrer Ahnen die Treue hielten.

## **Niederösterreich, das Land des edlen Tropfen.**

Kulturhistorische Skizze von Josef Rudolf Haberl, Mödling.

Wenige Länder von Mitteleuropa sind zu verzeichnen, welche einen so reichen und in einzelnen Gattungen so hervorragenden Weinbau aufzuweisen vermögen, wie das Land Niederösterreich. Es braucht auch nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß der Wein Niederösterreichs zu den besten und edelsten der Welt zählt. Durch vielhundertjährige Schaffensfreude und Fleiß der Urbevölkerung des Landes wurde die edle Rebe in unserem Lande heimisch gemacht und zu vielen, verschiedenen Edelsorten herangebildet.

Forcht man nach dem Ursprung des Weinbaues im Lande Niederösterreich, so zeigt es sich bald, daß derselbe in jene Zeit zurückgreift, in welcher sich das Weltreich Rom vergeblich bemühte, die germanische Kraft zu brechen. Der römische Kaiser Probus war es, der in den Jahren 276—282 n. Chr. in Pannonien und wahrscheinlich auch in Ufer Noricum die ersten Weinpflanzungen in der Nähe jener Orte anlegte, welche größere Truppenkörper beherbergten, und zwar in den Gegenden von Carnuntum, Hainburg, Petronell, Dindobona (Wien), Aquae (Baden), Comagena (Tulln) u. s. w. bis hinauf über Arelate (Pöchlarn) zur Enns.

Als dann nach dem Sturze Carnuntums im Jahre 375 n. Chr. die Römerherrschaft im Lande an der Donau zu wanken begann, als alle bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen des sterbenden Weltreiches verschwanden, war es der

Weinbau, der von den aderbautreibenden Deutschen übernommen und bis heute erhalten wurde. Als nun im Jahre 488 die Römerherrschaft an der Donau vollends zusammenbrach und die letzten römischen Provinzialen nach Italien zogen, da besetzten die deutschen Könige, die nordwärts der Donau saßen, die südlichen Ufergegenden und nahmen auch den Weinbau in ihren Schutz, denn sie hatten schon lange vorher den Wein lieben und schätzen gelernt.

So wanderte denn die Rebenkultur bald auch nördlich der Donau die Täler der Krems und des Kamp hinein, nahm bald von der Rezer Gegend, dem Bisamberge, den Niederungen ober und unter dem Manhartsberge Besitz und gewann im Verlaufe der Jahrhunderte eine Ausdehnung, welche die von heute weit überragt.

Während dieser glanzvollen Heldenzeit des deutschen Volkes blühte und grünte der Weinstock zwischen dunklem Forst und hellen Ährenfeldern, fröhlich in steter Ausdehnung begriffen. Speziell in Niederösterreich blühte Landwirtschaft, Viehzucht und Handel, und natürlich auch der Weinbau.

Das geniale Geschlecht der Babenberger hatte im zweiten Jahrtausend die Verwaltung der Ostmark übernommen, derselben Ruhe verschafft vor dessen wilden Nachbarn, den Slaven und Magyaren sowie anderen Feinden, wie Mongolen und Tartaren. Als die Grenzen gesichert waren, begünstigten die Babenberger in erster Linie die Landwirtschaft im allgemeinen und den Weinbau im besonderen als die damals einzigen Quellen des Volkswohlstandes. Die Landwirtschaft sollte das Land unabhängig in Nahrungsfragen von seinen Nachbarländern machen, der Weinbau hingegen einen wichtigen Ausfuhrartikel liefern, der Geld ins Land bringen sollte.

In dieser Zeit des allgemeinen Wachstums und Werdens erhob sich im Jahre 1100 auf dem Kahlenberge, dem heutigen Leopoldsberge bei Wien, Leopold II. des heiligen Markgrafen Burg und auch um sie, wie auch um seine Stiftung „Klosterneuburg“, wand sich bald der fröhliche Rebenfranz wohlgepflegter Weingärten. Es ward der Grund gelegt zu dem sprichwörtlich gewordenen und vielbesungenen Reichtum des österreichischen Bauernstandes, welcher aber in den Wirren des Interregnums und der aus diesem hervorgegangenen Verwilderung des Adels und unter dessen Zwingherrschaft ein jähes Ende auf Nimmerwiedersehen fand.

So entwickelte sich der Weinbau stetig im Lande und es wetteiferten Stadt und Dorfgemeinden mit Adel und Klerus, die gegen Bürger und Bauern auch in Hinsicht des Weinbaues im Vorteil waren und zwar schon allein durch die größere Ausdehnung ihrer Weingärten.

Besondere Verdienste um die Pflege und Veredelung des Weinbaues erwarb sich in allererster Linie das Babenbergerstift Klosterneuburg. Der stets schlagfertige Volkswitz hatte dem Stifte den treffenden Beinamen „Zum rinnenden Zapfen“ beigelegt. Aber auch die anderen Stifte und Abteien des Landes blieben nicht hinter Klosterneuburg zurück. Melf, Herzogenburg, Heiligenkreuz, Zwettl, Lilienfeld und die anderen alle sind auf dem Gebiete der Rebenkultur und Weinerzeugung auf das ehrenvollste zu nennen. Adel, Klerus, Stadt und Landgemeinden warfen sich auf den Weinbau und leisteten darin vorzügliches. Im Laufe der Zeit bildeten sich seßhafte Familien, man möchte sie füglich „Winzerdynastien“ nennen, deren Namen jahrhundertlang durch die Urkunden des Landes laufen und deren einige, wie z. B. Familie Sagger, Gumpoldskirchen, schon im 15. Jahrhundert urkundlich erwähnt werden.

Was den Weinbau im alten Wien betrifft, so wäre zu erwähnen, daß das ganze Gebiet, das sich heute außer der Ringstraße dehnt, aus Weinpflanzungen bestand. Nicht unbekannt ist, wie die Wiener nach der glücklichen Entsetzung Wiens am 13. September 1683 nicht mehr zu halten waren und aller Gefahren ungeachtet, scharenweise über die Pallisaden beim Stubentor fletterten, um nach Weingärten und Preßhäusern zu sehen, welche von den Türken arg verwüstet worden waren.

Das alte, weinfreudige Wien liebte es, den Wein in den Kellern zu trinken und daher gab es eine Unzahl von solchen „Kellerwirtschaften“, von welchen einige noch in der Erinnerung des Geschlechtes leben.

Um nur einige der berühmten Weinfelder Alt-Wiens zu nennen: „Mirafel-Keller“, „Sabel-Keller“, „Michaeler-Keller“, „Heilige-Geist-Keller“, „Rote-Mann-Keller“ und „Esterhazy-Keller“.

Nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, der Türken- und Ungarneinfälle waren die Winzer durch die furchtbare Verwüstung des Landes sehr geschwächt; so daß sie den Anforderungen des Handels nicht entsprechen konnten. Aber immer wieder erholte sich der zähe und beharrliche Winzerstand und fort und fort grüntem die Reben auf Hügeln und in Tälern. Daß ein Land mit so reichem und vielartigem Weinbau auch Männer hervorbringen mußte, welche sich aus Liebhaberei dem Weinbau widmeten und auf dem Gebiete sich große Verdienste erwarben, ist selbstverständlich. So gab es eben einige, die Reben aus Portugal, Spanien, Frankreich u. s. w. nach Wien brachten und zogen, Veredlungsexperimente machten, unerschöpfliche Erfahrungen sammelten, aber weder portugiesische, noch französische Weine, sondern wieder nur heimische Weine erzielten. Um aber die Weine gleichwertig den berühmten ausländischen Rebengattungen zu machen, wurden zweckentsprechende Kellerwirtschaften gebaut und diese sind auch bahnbrechend für die Gegenwart und Zukunft geworden.

## **Kriegsleistungen einer Waldviertler Familie.**

Don G. R., Wien.

Karger Boden und rauhes Klima haben im n.-ö. Waldviertel einen Menschen-schlag geschaffen, der in seiner verhaltenen Kraft, bescheidenen Zurückhaltung, seiner treu bewahrten Ehrlichkeit und Natürlichkeit und in seiner unwandelbaren Liebe zur Heimat etwas ganz Eigenes zeigt. In allen großen Zeiten hat der Waldviertler seinen verlässlichen Mann gestellt und als die gewaltige Weltkriegsfackel emporloderte, da war allerorten helle Begeisterung. Es dürfte kaum einen anderen Teil in unserem Vaterlande geben, der so viele Kämpfer gestellt hat und soviel gefallene Helden betrauert wie das Waldviertel.

Einen besonderen Anteil am Kriegsgeschehen hat die Familie Grün aus Kauzen an der böhmisch-mährischen Grenze. Der Familienvater Peter Grün entstammt einem Bauern- und Webergeschlecht in Nieder-Edlitz an der Thaya. Sein fünfter Ahne Bartholomae Grien ist im Hause Nr. 20 um 1720 nachgewiesen. Die Linie geht von dort über Peigarten nach Kauzen, Hausnummer 10.

Peter Grün, geboren 1854, hat die Okkupation in Bosnien mitgemacht und führte das von seinem Vater Franz Grün ererbte Gasthaus in Kauzen Nr. 10 weiter. Er war ein weit und breit bekannter, angesehener Mann, dem man viele Ämter übertrug. Als viele Jahre tätiger Bürgermeister, Feuerwehrhauptmann, Funktionär der Raiffeisenkassa, Armenrat, Mitglied des Bezirkschulrates, des Straßenausschusses und Veteranenvereines hat er für seine Gemeinde verdienstvoll gewirkt. Als echter Waldviertler machte er nicht viel Worte, desto mehr war er ein Mann der Tat und des Erfolges. Sein Wesen war schlicht, einfach und treu; unter einem manchmal äußerlich barsch anmutenden Charakter verbarg sich ein feinfühlerndes, mitleidiges Herz. Unzähligen Rat- und Hilfsuchenden schrieb er Gesuche, ohne eine Entlohnung anzunehmen; Bedrängten und Armen war er ein verstehender Freund. Er war tief religiös, ein Tatchrist, darum verachtete er scheinheilige Heuchelei. Für seine Familie brachte er jedes Opfer, er wollte seinen Kindern ein besseres Brot schaffen, als er und seine Ahnen genossen hatten.

In diesem Bestreben unterstützte ihn seine Gattin Magdalena, geborene Ringl aus Sarning bei Waidhofen a. d. Thaya, welche ganz in der Hauswirtschaft und in der Erziehung ihrer Kinder aufging. Ihr Leben war ein stilles Heldentum, ein Heldentum der Pflichterfüllung und Aufopferung. Als Peter Grün im Jahre 1908 an den Folgen einer Influenza starb und der Familienbesitz durch die Ungunst der Zeit im stärksten Maße belastet war, verstand sie es unter größten Entbehrungen, das Studium ihrer Kinder bis zum Ende zu ermöglichen. Die größte Probe war ihr während des großen Krieges aufgetragen. Alle sechs Söhne wurden zu den Fahnen gerufen, oft waren drei oder vier gleichzeitig in der Front. Einsam verbrachte sie die schweren Tage bei ihren Eltern in Sarning, täglich um das Leben ihrer Lieben betend, keinen Tag wissend, ob noch alle heil und gesund sind. Aber über alle Anspannung der Nerven siegte das starke Bauernblut und ihr Gottvertrauen; sie hat das Schwere in stiller Ergebung getragen und überwunden und lebt heute als achtzigjährige Frau, noch ungebrochen und recht rüstig, obwohl sie neun Kindern das Leben schenkte und schwere Arbeit, Kummer und Sorge ihre ständigen Begleiter waren.

Lassen wir kurz die Kriegserlebnisse der sechs Frontkämpfer folgen:

Adolf Grün, geboren 1885, ging als Kadett i. d. Res. ins Feld, war zugeteilt dem Inf.-Reg. Nr. 49, machte erbitterte Kämpfe an der serbischen Front mit und fiel am 20. September 1914 bei einem Sturmangriff bei Dicegrad in Serbien als Leutnant und Kompagniekommandant, nachdem andere Offiziere bereits tot oder verwundet waren. Er war ein schneidiger Offizier, voll Begeisterung und bei seinen Kameraden und seiner Mannschaft sehr beliebt. Sein heldenmütiges Verhalten wurde mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille belohnt.

Heinrich Grün, geboren 1887, besuchte mit 14 Jahren die Maschinenschule in Pola, war im Kriege Marine-Oberstabsmaschinenmeister, diente 1914—1918 auf den Unterseebooten U 5, U 21, U 22, hat sich im Frühjahr 1915 bei der Versenkung des französischen Panzerkreuzers „Leon Gambetta“ im Ionischen Meer, im selben Jahre bei der Versenkung des italienischen Unterseebootes „Nereide“ und bei weiteren Kriegstaten rühmlich hervor getan.

Seine Kriegsdienstleistungen wurden durch folgende Auszeichnungen anerkannt: Goldene Tapferkeitsmedaille, Silberne Tapferkeitsmedaille I. Klasse, Silberne Tapferkeitsmedaille II. Klasse, Karl Truppenkreuz, Deutsches Eisernes Kreuz II. Klasse.

Die Marktgemeinde Kauzen als Heimatgemeinde hat ihm im Jahre 1935 als Anerkennung für seine besonderen Kriegstaten das Ehrenbürgerrecht verliehen. Bei dieser Gelegenheit betonte Herr Bürgermeister Anton Gaugusch, daß diese höchste Ehrung zugleich eine Ehrung der Familie Grün sein soll, deren Oberhaupt Peter Grün für die Gemeinde so viele Jahre segensreich und verdienstvoll gewirkt hat.

Heinrich Grün sagt über seinen verantwortungsvollen, nervenverzehrenden Dienst auf U-Booten: Wir schliefen mit offenen Augen wie die Pferde, jeden Augenblick mußten wir verschiedenster Gefahren und Überraschungen gewärtig sein, häufig bei Nebel und schweren Stürmen oder um der Sicht des Feindes zu entgehen, tauchten wir auf den Meeresgrund, stets den Tod vor Augen. Da unsere U-Boote im Vergleich zu den deutschen noch äußerst primitiv gebaut und eingerichtet waren, wurden viel höhere Anforderungen an die Besatzung gestellt. Trotzdem hat unsere U-Bootbesatzung hervorragende Leistungen vollbracht. Wir haben unsere geheimen Kundschafter befördert, Minensperren ausgeforscht, die Heimathäfen beschützt und ständig die Suche nach feindlichen Fahrzeugen aufrecht erhalten. Dabei mußten auch die feindlichen Truppentransporte nach Dalona (Albanien) sowie Lebensmittel- und Munitionsdampfer ferngehalten werden. Oft wurden wir momentan

von Bombenfliegern überrascht, oft war es nur durch größte Geistesgegenwart möglich, kleine Fehler beim Schnelltauchen zu vermeiden und dadurch verhängnisreiche Folgen auszuschalten. Mehrmals standen wir bis zu den Knien im eingedrungenen Wasser, es mußte komprimierte Luft in die Tanks gepumpt werden, damit das mitgeführte Ballastwasser entweiche und das Boot nicht versinke.

Bei einer Torpedolancierung sind wir einmal in den Schlamm geraten. Wir glaubten aber, in einem Netz gefangen zu sein und bohrten uns noch tiefer in den Schlamm hinein, so daß wir total stecken blieben. Erst spät abends erkannten wir unsere Lage, wir stellten die Motore ab und blieben ruhig bis zur völligen Dunkelheit. Unter größten Mühen gelang es uns endlich, das Boot aus dem zähen Grundschlamm freizumachen und durch Ausblasen der Ballasttanks allmählich emporzutauchen. Damals fühlten wir alle die Nähe des Todes, wir hatten längst mit dem Leben abgeschlossen.

Der französische Panzerkreuzer „Leon Gambetta“ war das erste Kriegsschiff, welches durch unsere U-Boote versenkt wurde. Knapp vor Mitternacht entdeckten wir Rauchwolken, kurz darauf kamen die Mastspitzen zum Vorschein und bald sahen wir die Silhouette des ganzen Schiffes. Der Kommandant will einen Oberwasserangriff wagen, mit beiden Maschinen fahren wir dem Dampfer entgegen. Einen Unterwasserangriff bei Nacht auf ein dunkles Schiff hatte es bis zu diesem Tage noch nie gegeben, es wäre auch durch das Periskop keine Sicht möglich gewesen. Aber begünstigt durch den Mondschein wurde nach qualvollen Minuten des Hin- und Herüberlegens der Entschluß gefaßt, einen Unterwasserangriff durchzuführen. Der Kreuzer wandte eben auf das Boot zu, rasche Kommandorufe wechseln, zwei Torpede sausen mit 40 Knoten Geschwindigkeit los, in kurzen Abständen tönen dumpfe, harte Schläge, eine gewaltige Rauchwolke schießt hoch auf. Dann taucht das U-Boot empor. Auf dem aufgewühlten Wasser treiben fünf Rettungsboote mit der Besatzung des versenkten Kreuzers. —

Die Gefahren für U-Boote wurden im Verlauf des Krieges immer größer; der Feind hatte sich spezialisiert in präzisen Abhorchapparaten und in Sangneken bis in fünfzig Meter Tiefe, so daß die Ausfahrt in die Adria immer schwieriger wurde. —

Karl Grün, geboren 1890, kämpfte mit dem Inf.-Reg. Nr. 84 an der russischen Front, zuletzt als Leutnant i. d. Res. und wurde Mitte 1917 von der Direktion des Postsparkassenamtes in den zivilen Dienst zurückgefordert. Er besitzt die Bronzene Tapferkeitsmedaille und das Bronzene Signum laudis. —

Rudolf Grün, geboren 1891, diente beim ehem. Landwehr-Inf.-Reg. Nr. 24, kämpfte im Februar und März 1915 in den Karpathen, ging nach längerem Spitalaufenthalt im Jänner 1916 als Leutnant i. d. Res. wieder an die russische Front und geriet während der Brussilow-Offensive auf der Strecke Olyka-Lučk am 7. Juni 1916 in russische Gefangenschaft. Im Jahre 1917 wurde er wegen Erkrankung der Atmungsorgane zum Austausch in die Heimat anerkannt, doch wurde der Abtransport infolge von Revolutionen und durch den Vormarsch der im Solde der Entente stehenden Cecho-Serben bis zur Mitte des Jahres 1920 verzögert. In Ostsibirien (Wladiwostok) wirkte er zwei Jahre als Dolmetsch der japanischen Sprache. Die Gefangenschaft verbrachte er in den Lagern in Kaljasin a. d. Wolga, Chabarowsk, Spaszkoe und Wladiwostok.

Leopold Grün, geboren 1892, war dem Landw.-Inf.-Reg. Nr. 14, späteren Schützenregiment Nr. 14, in Brünn zugeteilt, nahm im Februar und März 1915 an den Karpathenkämpfen teil, später an der Offensive im Süden; seine Felddienstleistung erstreckte sich auf einen Zeitraum von 27 Monaten. Zweimal wurde er schwer verwundet. Zuletzt, seit 1918, bekleidete er den Rang eines Oberleutnants i. d. Res. und ist Besitzer folgender Kriegsauszeichnungen: Silberne Tapferkeitsmedaille II. Klasse, Silbernes und Bronzenes Signum laudis, Karl Truppenkreuz.

Frantz Grün, geboren Ende 1898, rückte im Mai 1916 mit 17½ Jahren zum Inf.-Reg. Nr. 49 ein, ging im Februar 1917 an die russische Front ab, von dort im Herbst 1917 an die Isonzofront und machte den Durchbruch der italienischen Linien und sodann den Vormarsch durch Venetien bis an die Piave mit. Im Dezember 1917 wurde sein Regiment im Val Sugana an dem dortigen Frontabschnitt eingesetzt, wobei er sich an der Erstürmung des Col Caprile, Col della Beretta und des Monte Asolone beteiligte. Im Februar 1918 wurde er in der Cesila-Schlucht (Aufstieg zum Monte Asolone) verwundet und kam nach Passierung diverser Feldspitäler in die Spitäler in Prag, Gmünd und Heidenreichstein. Im Juli 1918 ging er als Sahnrich i. d. Res. abermals an die Südfront. Nach längeren schweren Kämpfen und Strapazen erkrankte er an doppelseitiger Lungenentzündung, kam ins Spital in Belluno. Beim Zusammenbruch geriet er als Schwerkranker in bewußtlosem Zustand mit dem ganzen Spital in italienische Kriegsgefangenschaft, wo er in den Spitälern in Belluno, Monte Belluna und Alessandria ausgeheilt wurde, worauf er in das Kriegsgefangenenlager Monte Cassino in Süditalien transportiert wurde. Im August 1919 kehrte er in die Heimat zurück.

Im April 1920 ging er als prov. Wachmann zur Wiener Sicherheitswache, stieg von Charge zu Charge und wurde nach Ablegung der Offiziersprüfung zum Polizeioffizier ernannt. Er dient derzeit als Polizei-Stabsrittmeister in Wien-Rudolfsheim.

Genannter wurde für seine Frontdienstleistungen vielfach ausgezeichnet. Während der Februarereignisse des Jahres 1934 führte er eine Polizeiabteilung zum Sturm und wurde mit dem „Silbernen Verdienstzeichen für Verdienste um den Bundesstaat Österreich“ ausgezeichnet.

Die KriegslLeistungen dieser sechs Kämpfer erscheinen in noch höherem Licht, wenn man bedenkt, daß außer den angeführten Verwundungen und Krankheiten noch mehrere Kriegsseuchen, wie Ruhr, spanische Grippe, überstanden wurden und bei allen dauernde gesundheitliche Schäden und Leiden weiterbestehen, welche auch im Beruf und Erwerbsleben der Betroffenen stark behindernd wirken.

Hervorzuheben ist, daß zwei Goldene Tapferkeitsmedaillen in einer Familie verliehen wurden. Alle sechs Brüder standen als Offiziere in vorderster Linie. Eine Schwester, verheiratete Anna Weghuber, geboren 1888, meldete sich freiwillig zu einem Kurs und diente die späteren Kriegsjahre als Straßenbahnschaffnerin in Wien, wodurch sie dem Vaterland in der Zeit großer Männernot wertvolle Dienste leistete.

Kaiser Franz Josef I. hat im Jahre 1916 die Heldenmutter Magdalena Grün durch die Widmung von 500 K (fünfhundert Kronen) aus „Allerhöchsten Privatmitteln“ und eines Erinnerungszeichens in Form einer mit den Allerhöchsten Initialen gezierten silbernen Madonna-Plaque huldvollst geehrt. Die Überreichung dieser Ehrenspende war mit einem imposanten Fest verbunden, welches durch die Bezirkshauptmannschaft Waidhofen a. d. Thaya im Beisein hoher Persönlichkeiten, der dort weilenden Militärpersonen und Rekonvaleszenten und einer zahlreichen Bevölkerung aus weiter Umgebung abgehalten wurde. Die Berichte über diese Feier gingen mit allen Einzelheiten und dem Bild der Gefeierten in viele in- und ausländische Blätter über. —

Es hat sich in dieser Familie eine Vorahnung erfüllt, welche der Familienvater Peter Grün zu seinen Kindern, als diese noch ganz klein waren, oft mit folgenden Worten ausgesprochen hat: „Es wird ein großer Weltkrieg kommen und ihr werdet ihn noch als Soldaten erleben!“